



Leseprobe

Marina Kirschner
Zusammen sind wir wundervoll
Roman

»Ein großartiger Liebesroman für Kuchenfans.« *Zeit für mich*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 08. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Manchmal muss man das Leben ein bisschen schütteln, dann wird ein Wunder draus

Backen ist Annas große Leidenschaft. Mit viel Liebe führt sie das Café »Sonnigsüß«, in dem sie schon als Kind jede freie Minute an der Seite ihrer Großmutter verbracht hat. Täglich kommen hier viele Menschen auf der Suche nach kulinarischen Glücksmomenten zusammen und finden dabei Halt und Geborgenheit, denn das »Sonnigsüß« ist so viel mehr als ein Café: Für Annas beste Freundin Mel, den kauzigen älteren Herrn Havel und die einsame Schülerin Mira ist es ein zweites Zuhause. Doch bei wem fühlt Anna sich geborgen? Als sie auf dem Wochenmarkt dem gut aussehenden Marco begegnet, knistert es sofort. Bis sie ihn ein paar Tage später wiedersieht: Gegenüber von Annas Café eröffnet er ein veganes Bistro, und plötzlich zeigt er ihr die kalte Schulter. Sind die beiden nun Kontrahenten – oder haben sie vielleicht doch mehr gemeinsam, als sie glauben?

Mit vielen köstlichen Rezepten – sowohl für vegane Genießer als auch für alle, die Kreationen mit Ei und Butter nicht widerstehen können.

Autor

Marina Kirschner

Marina Kirschner ist das Pseudonym einer erfolgreichen österreichischen Autorin. Nach »Zusammen sind wir wundervoll« erscheint Anfang 2023 ihr zweiter Roman »Morgen werden wir uns finden«.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2022 der Originalausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Susann Harring

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagabbildung: Getty Images/© miodrag ignjatovic

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10691-3

www.penguin-verlag.de

Dieser eine Augenblick

Wir greifen gleichzeitig nach derselben Zitrone. Sie liegt ganz oben auf dem duftenden Berg aus gelben Früchten, und als meine Finger sie berühren, ist da plötzlich diese Männerhand. Eine erstaunlich schöne Männerhand, schmal und gepflegt und angenehm warm. Für einen Moment bin ich zu überrascht, um zu reagieren. Also liegen meine Finger da, auf der Zitrone, und seine Finger liegen da auch. Dann sehen wir uns an und müssen lachen.

»Nimm du sie«, sagt der Mann, der dunkle Haare und nussbraune Augen hat, »ich lasse dir gern den Vortritt. Oder in dem Fall: den Vorgriff.«

Er zieht seine Hand zurück. Ich spüre seine Finger noch auf der Haut, obwohl sie fort sind und ihre Wärme mitgenommen haben. Ein Kribbeln spüre ich ebenfalls, es geht von der Hand durch den Arm in den Magen bis hinunter in meine Zehen. Das passiert so schnell, dass ich mich frage, ob ich es mir nur eingebildet habe, aber an seinem erstaunten Blick sehe ich, dass es ihm genauso geht.

Wir sind umgeben von Menschen, sehr vielen Menschen, sie wuseln über den Salzburger Grünmarkt, der jeden Donnerstag stattfindet und Schranne genannt wird. Doch die Geräusche sind weit weg, und die vielen Leute nehme ich nicht einmal richtig wahr. Stattdessen taxiere ich den Fremden. Er trägt eine dunkle Lederjacke und Sneakers, die durchnässt sind vom Schneematsch. Auf seiner linken Wange ist eine feine Narbe, und er hat schöne Lippen. Er sieht aus wie einer, der sich oft von seinem eigenen Schwung mitreißen lässt, ungestüm, vom Bauchgefühl geleitet,

einer, in dessen Nähe man alles vergisst, den Alltag, den Ärger, die Zeit. Er sieht mich an. Sein Blick ist schalkhaft und seltsam intensiv zugleich. Ich habe einem Menschen, den ich nicht kenne, noch nie derart lange in die Augen geschaut. Ich möchte ihn fragen, ob er mich mitnimmt, einfach so, weil es Spaß machen könnte. Weil es sich richtig anfühlt. Da schiebt sich die Welt wieder zwischen uns, der Moment ist vorbei, die Verkäuferin ruft ungeduldig: »Was is'n jetzt mit der Zitrone?«

Er dreht sich zu ihr, als wäre er verblüfft über ihre Anwesenheit, und kneift kurz die Augen zusammen.

»Die bezahle ich«, sagt er und holt seinen Geldbeutel aus der Hosentasche.

»Aber ich muss die doch z'erst abwiegen«, sagt die Verkäuferin und macht eine Geste wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat. Ich reiche ihr die Zitrone, sie legt sie auf die Waage. Die Haut an ihren Händen ist aufgesprungen, von der Arbeit auf dem Hof und von der Kälte, vermute ich.

An den Ständen des Grünmarkts gibt es frisches Obst und Gemüse, selbst gemachten Honig und Schnaps, Fisch, Fleisch und Eier. Es ist laut und bunt, ein Gedränge und Gerufe – ich liebe es. Ich flaniere unglaublich gern über die Schranne, gleich morgens um sieben, deshalb komme ich jeden Donnerstag hierher. Ich suche mir die besten Früchte vor Ort aus und lasse mich vom Trubel verschlucken. Das ist ein Ausgleich für mich, ein Gegengewicht zu all der Zeit, die ich allein mit Backen verbringe. Und wenn ich erst einmal eine Stunde lang über den Markt geschubst wurde, kehre ich anschließend gern in die Ruhe meiner Backstube zurück.

Kaum hat er die Zitrone bezahlt, reicht der Mann sie mir und grinst mich an. Es zieht mich so zu ihm hin, dass der Boden unter mir zu schwanken scheint. Sicher liegt es daran, dass ich heute noch nichts gegessen habe, da wird mir manchmal ein bisschen schwindlig. Was sonst sollte diesen plötzlichen Balancever-

lust auslösen? Ich mache einen Schritt zurück. Ich sollte etwas sagen. Etwas Witziges, das den Auftakt für ein Gespräch gibt. Schnell. Jetzt. Jetzt! Ich bin doch eigentlich nicht auf den Mund gefallen. Im Gegenteil! Nur ist mein Kopf wie leer gefegt. Kein einziger vernünftiger Gedanke ist darin und kein einziger lustiger Spruch. Was sage ich denn sonst immer? Wieso weiß ich das nicht mehr?

»Danke«, murmle ich. Na gut, das ist immerhin ein Anfang.

Als ich die Zitrone nehme, die er mir hinhält, berühren unsere Finger sich erneut. Es schießt mir heiß durch die Knochen. Merkt er das? Das ist sonderbar, er muss das doch auch merken?

»Auf eine Zitrone wurde ich noch nie eingeladen«, sage ich, meine Stimme ist zögerlicher als sonst, ich bin nicht in der Spur. Denn das mit dem Herzklopfen, das hört nicht auf, und das leichte Schwanken auch nicht. Ich will zu ihm hingehen. Die Arme um ihn schlingen, den Kopf an seinen Hals legen und den Geruch dieser unverschämt scharfen Lederjacke einsaugen. Jetzt hoffe ich, dass der Zitronenmann das doch nicht merkt. Er würde sonst glauben, ich wäre so eine, die vor lauter Bedürftigkeit sogar Bäume umarmt.

»Umso besser«, antwortet er, »dann wirst du das hier nicht so schnell vergessen.«

Da höre ich unverkennbar das Wienerische an seiner Aussprache. Was tut er hier? Ist er nur zu Besuch in Salzburg? Auf die Schranne kommen auch viele Touristen, allerdings für gewöhnlich nicht um diese Uhrzeit. Ob ich ihn fragen soll?

»Macht's ihr vielleicht heut noch Platz für die anderen Leut?«, schimpft die Verkäuferin, und wir grinsen uns verlegen an wie Kinder, die beim Blödsinnmachen ertappt wurden. Wir gehen ein paar Schritte an die Seite, wir könnten uns jetzt trennen, weitergehen, jeder für sich. Eine Frau mit einem langen blonden Zopf sieht mich missmutig an, den Mund spöttisch verzogen.

An ihrem Arm baumelt ein Netz mit Kartoffeln, sie hat tiefe Augenringe. Es ist ihre Missbilligung, die mich aus meiner merkwürdigen Starre erweckt, die mein Schweigen und meine ungewöhnliche Scheu aufbricht. Weil ich nicht möchte, dass diese besondere Begegnung jetzt und hier mit diesem negativen Schlusspunkt endet.

»Aber das ist nicht nur eine Zitrone«, sage ich und halte sie hoch wie eine Trophäe. »Daraus wird ein köstliches kleines Törtchen.«

Geht doch! Das war ein vollständig artikulierter Satz. Und meine Stimme hört sich auch wieder einigermaßen normal an.

»Gut zu wissen«, er hebt mit einem verschmitzten Grinsen seine leeren Hände, »dann war mein Opfer nicht umsonst.«

»Es gibt ja noch genug andere Zitronen für dich«, ich deute lachend auf die gelben Früchte hinter uns.

»Die eine oder keine«, antwortet er ernst. Ich mag, wie ihm die Haare in die Stirn fallen. Wie er dasteht, mag ich auch, mit diesen nassen Schuhen und der viel zu dünnen Jacke. Bestimmt ist ihm kalt, vielleicht würde er ja gern irgendwo reingehen, um einen Kaffee ... und da hab ich eine Idee.

»Komm doch morgen bei mir vorbei«, schlage ich vor, »dann kannst du ein Tartelette kosten. Ich würde mich gern revanchieren.«

Ich hab es ausgesprochen. Ich will dich wiedersehen, hab ich gesagt, nur mit anderen Worten, und die stehen jetzt draußen in der Welt. Ich kann kaum atmen vor Aufregung.

Es ist bloß ein Zucken seiner Mundwinkel, doch mir ist sofort klar, dass er meine Einladung ausschlagen wird, dass er gleich Nein sagen wird. Das ist nicht schlimm, es sollte nicht schlimm sein. Okay, es ist schlimm.

»Ich kann nicht«, sagt er, ohne eine Erklärung. »Ich kann nicht.«

Er lächelt mich noch einmal an, dann geht er.

Kein Wort, kein kleiner Witz zum Abschied, und vor allem: keine Handynummer. Und obwohl ich weiß, dass das hier nichts war, nur ein Zufall, ein bedeutungsloses Zusammentreffen von nicht einmal fünf Minuten, bin ich enttäuscht. Ich sehe ihm nach, wie er in der Menge verschwindet, und drehe ratlos die Zitrone in meiner Hand. Die einzelne Frucht ist viel zu wenig für meine Tartelettes, ich brauche mehr als ein Kilo. Jetzt muss ich mich noch mal beim Obststand anstellen und mich dem bohrenden Blick der Verkäuferin aussetzen.

Ich schaue dorthin, wo der Zitronenmann zwischen den Leuten abgetaucht ist, und mit einem Mal durchflutet mich Erleichterung. Es ist dieselbe Art Erleichterung, die ich nach der Begegnung mit einem gut aussehenden Mann immer empfinde, sobald die Anspannung verflogen ist. Ich kann weitermachen wie bisher, nichts wird mich aus meinem Alltagstrott reißen. Alle Mauern bleiben stehen, alle Türen bleiben geschlossen.

Und das ist besser so. Natürlich ist es das. So einer, dessen Blick bis an den Grund der Seele taucht, als läge das Herz frei vor ihm, so einer kann einem gefährlich werden. Die, zu denen es einen hinzieht, sind die, vor denen man weglaufen muss, und zwar schnell.

Ich atme tief ein, die kalte Märzlufte vertreibt den Druck, der mit einem Mal auf meiner Brust lastete. Die Geräusche dringen wieder zu mir durch, ein quengelndes Kind, Schritte im Schneematsch, eine Autohupe. Alles ist wie immer, nichts hat sich verändert. Was sollte sich auch ändern, nur weil zwei einander fremde Menschen nach derselben Zitrone greifen?

Zitronentarte

Zutaten

Für die Füllung

3 große Bio-Zitronen
4 Eier
180 g Butter
150 g Zucker

Für den Boden

250 g Mehl
150 g Butter
80 g Zucker
Salz
1 Eigelb
1 EL Crème fraîche
Butter für die Form
Mehl für die Arbeitsfläche

Zubereitung

Für die Füllung die Zitronen waschen und trocken reiben. Die Schale abreiben, den Saft auspressen. Eier, Butter, Zucker, Zitronenschale und -saft über dem Wasserbad bis knapp vor dem Kochen rühren, sodass die Masse dick und cremig wird. Durch ein Sieb streichen und in einer Schüssel abkühlen lassen. Für den Boden das Mehl mit Butter, Zucker, einer Prise Salz, Eigelb und Crème fraîche zu einem glatten Teig verarbeiten. In Frischhaltefolie wickeln und für 30 Minuten in den Kühlschrank legen. Den Backofen auf 220 °C vorheizen. Die Form fetten. Den Teig auf der bemehlten Arbeitsfläche dünn ausrollen und die Form damit auslegen. Dabei einen ca. 3 cm hohen Rand formen. Den Boden mit einer Gabel mehrfach einstechen. Im Backofen bei Heißluft in 10 Minuten goldbraun backen, dann etwas abkühlen lassen. Die Zitronencreme in den vorgebackenen Tortenboden füllen und glatt streichen. 20 Minuten bei 200 °C backen.

Anna

»Du kannst nicht immer nur backen! Leg sofort dieses Küchenepiliergerät weg!«

Mel kommt mit einem Schwung kalter Luft zur Hintertür herein und stampft mit den Schuhen, um den Schneematsch loszuwerden.

»Das ist ein Gitterschneider, du hohle Nuss«, sage ich lachend und halte den kleinen Roller hoch, mit dem ich gerade dem Teig für den Birnenstrudel ein schönes Muster verpasse.

»Würdest du dich mit derselben Hingabe den Stoppeln auf deinen Beinen widmen«, sagt sie und setzt sich auf die Arbeitsplatte, »würden nicht alle Männer vor dir davonlaufen.«

»Sie laufen weg, wenn sie merken, dass du kleiner Quälgeist im Paket mit enthalten bist«, schieße ich grinsend zurück.

Sie funkelt mich mit ihren blauen Augen amüsiert an und beißt in eine Birne.

»Hey, die sind für den Strudel!«, rufe ich.

»Schmecken mir eh nicht«, sie legt die angebissene Birne wieder zwischen die Packung mit feinem Zucker und die Eierschalen, »viel zu gesund.«

Sie fährt mit dem Finger am Rand der Teigschüssel entlang und leckt ihn ab.

»Schon besser!«, sagt sie grinsend.

Ich schlage ihr auf die Hand und muss gleichzeitig lachen. Mel treibt mich in den Wahnsinn. Und ich liebe sie wie verrückt. Was ja irgendwie auf dasselbe hinausläuft.

Für das, was wir beide sind, gibt es kein Wort. In unseren Adern fließt nicht das gleiche Blut, und doch sind wir enger ver-

bunden als Freundinnen. Wie Schwestern, wie Splitter einer Seele in zwei Körpern. Sie ist der Mensch, der mich sogar dann versteht, wenn ich nichts sage.

»Mit dir zusammenzuwohnen ist, als hätte ich ein aufgedrehtes Kind.«

»Ist doch praktisch, dann kannst du schon mal für später üben«, entgegnet sie und streicht sich den Pony, in dem schmelzende Schneeflocken glitzern, aus dem Gesicht.

Sie ist auf eigenartige Weise schön. Ihre Attraktivität ist kantig, man muss sie sich erst erarbeiten, mit einem zweiten Blick.

Ich lächle nicht. Wann immer die Sprache auf Kinder kommt, sticht es an dieser einen Stelle in meiner Brust, zu der mein Verstand keinen Zugriff hat. Nur das Gefühl. Und dieses Gefühl muss ich dann schnell abschütteln. Es macht mich hilflos, dass ich es nicht einmal benennen kann.

Ich wende mich wortlos ab.

Mel weiß sofort, was los ist, und wechselt das Thema.

»Apropos später«, sagt sie und klopft mit dem Fingernagel auf ihre Armbanduhr, »ich muss dich hoffentlich nicht daran erinnern, dass heute Freitag ist?«

»Musst du nicht«, antworte ich, »ich hab mich ja extra hübsch gemacht.«

Ich deute auf meine fleckige Küchenschürze und meine Wangen, die mit Sicherheit voller Marmeladenschlieren und Mehlsuren sind. In der Backstube gibt es keinen Spiegel, und das ist mir schon oft zum Verhängnis geworden. Manchmal bediene ich stundenlang im Café, bis mich jemand höflich darauf hinweist, dass ich Schokoladentupfen am Kinn habe. Und wenn mich niemand darauf hinweist, merke ich es erst abends im Badezimmer. Dann rede ich mir ein, dass das eben zu meinem besonders authentischen Charme gehört, genieße mich aber trotzdem jedes Mal aufs Neue.

»Bezaubernd, wie du bist«, sagt Mel spöttisch, »ist es wirklich

ein Rätsel, dass die Männer hier nicht jeden Tag Schlange stehen.«

Sie ist also offenbar doch noch nicht fertig mit dem Thema. Ich verdrehe die Augen. Mel greift an meine Nase und kratzt vorsichtig etwas ab. Vermutlich einen kleinen Teigbatzen.

»Wieso sprichst du heute ständig vom Kinderkriegen und Heiraten?«, frage ich schnippisch. »Spürst du deine Eierstöcke schrumpeln?«

Sie macht den Mund auf, und in diesem Moment, in dem sie nicht antwortet, ist es sehr still. Sie schweigt und lächelt, und in ihren Augen sehe ich, was sie denkt. Dass wir irgendwann ernsthaft darüber reden müssen. Aber nicht jetzt. Ich lächle zurück, dann wende ich mich ab und lege das Teiggitter auf eine Platte mit Backpapier. Ich schiebe es in die Kühlung, wo bereits der Mürbeteig für die Zitronentartelettes, das Lemon Curd und der fertige Zwetschkuchen auf die morgigen Gäste warten.

»Die Buttercreme für die Schokotorte muss ich noch vorbereiten. Geh schon mal rauf, ich komm in einer halben Stunde. Unsere Muffins sind auch gleich fertig.«

Ich zeige auf einen der drei Öfen, in dem die kleinen Gupfe mit weißer Schokolade und Cranberrys langsam eine goldgelbe Farbe annehmen.

»Ist das meine Lieblingssorte?«, fragt Mel und bricht ein Stück von der Zartbitterschokolade ab, die ich für die Torte brauche.

»Ja, und jetzt verschwinde! Ich liege super im Zeitplan und wäre pünktlich, würde ein gewisser gefräßiger Quälgeist mich nicht dauernd stören!«

Sie leckt sich die schokoladigen Lippen und hüpfte von der Arbeitsfläche. Ihre schwarze Hose ist am Hintern voller Mehl. Ich schmunzle und sage nichts. Geschieht ihr nur recht.

Wir gehen sowieso nicht aus, niemand wird das sehen. Die Zeiten, in denen wir uns freitags in Salzburgs Kneipen Drinks zahlen ließen, sind vorbei. Die einzige Verabredung, die wir

heute haben, ist mit unserer Oma Gertraud. Und unserer Couch. Wir machen einen Fernsehabend, oder um es zeitgemäß zu sagen: Netflix and chill. Mel bringt einen salzigen Snack mit, ich Sorge für etwas Süßes. Das ist ein festes Freitagsritual, auf das wir uns freuen, obwohl wir uns sowieso fast jeden Abend sehen. Unsere Wohnungen liegen nebeneinander, im ersten Stock über dem Café Sonnigsüß, und bräuchten eigentlich keine Türen, weil wir die nie schließen. Es ist, als hätten wir gemeinsam viele Zimmer zur Verfügung, zwischen denen zufällig ein Hausflur liegt. Ich habe Sachen in meinem und in Mels Kleiderschrank und umgekehrt, jeder schläft, wo er mag, und sucht sich die Dusche aus, in der das Shampoo noch nicht leer ist. Wir wohnen allein, doch wir sind nie allein.

Im obersten Stockwerk des schmalen Hauses in der Priesterhausgasse, das mir gehört, befinden sich außerdem noch zwei weitere Wohnungen, vermietet an rüstige alte Damen, die mit Oma Gertraud seit Jahrzehnten befreundet sind. Als wir Kinder waren, haben Mel und ich die beiden regelmäßig besucht, weil es dort oben ein bisschen unheimlich war und wir das spannend fanden. Und weil sie uns jedes Mal zwanzig Schilling geschenkt haben. Damit konnten wir uns beim Kramerladen grüne Gummischlangen kaufen und das neue *Wendy*-Heft, in das wir uns gemeinsam, die Köpfe zusammengesteckt, vertieft haben. Auch jetzt gehen wir regelmäßig zu Waltraud und Margarethe hinauf, bringen ihnen Kuchen und fragen, ob sie etwas brauchen. Oder, wie Mel es ausdrückt: »Wir schauen nach, ob sie noch nicht gestorben sind.« Niemand hat eine größere Klappe als Mel. Doch dass dahinter ein großes Herz steckt, erkennt man daran, dass sie jedes Mal eine Stunde bei den zwei Alten sitzen bleibt und sich bei wässrigem Tee Geschichten erzählen lässt von Rattenschwänzchen, strengen Lehrern mit Rohrstock und Männern, die nicht aus dem Krieg heimgekommen sind. Geschichten, die Mel bereits siebenundzwanzigtausendmal gehört hat, genau wie

ich. »Das sind wir beide in fünfzig Jahren«, sagt sie zu mir, »merk dir meine Worte!«

Wenn wir Anfang achtzig sind, werden auch wir Kekse in den Tee tunken, um sie aufzuweichen, und froh sein, dass jemand nach uns sieht. Wir werden unsere Erinnerungen ausbreiten, uns kichernd gegenseitig mit den Ellbogen anstoßen und sagen: »Weißt du noch?« Und vor allem werden wir immer noch zusammen sein, sie und ich. Jetzt kommt es mir vor, als wäre das noch lange hin, als hätten wir ewig Zeit, aber waren wir nicht gerade erst zwei kleine Mädchen, die sich im Wald auf dem Kapuzinerberg die Hände beim Klettern aufschürften und dann nach Hause zu Oma liefen, um mit Wolfshunger frische Buchteln zu verputzen? Die Jahre sind so flüchtig wie der eine Augenblick, in dem man das perfekte Soufflé aus dem Ofen holen muss.

Ich löse die Muffins aus der Form und richte sie auf einem großen Teller an. Hoffentlich hat Mel wie versprochen Pastrami-Sandwiches geholt, ich habe Hunger. Auch eine Kuchenfee braucht zur Abwechslung mal etwas Saures. Weshalb ich stets Essiggurken, Salami und Käse im Kühlschrank der Backstube aufbewahre. Okay, nicht nur aufbewahre, sondern auch aufesse. Das ist wie mit den Kaffeebohnen in der Parfümerie: Sind meine Geschmacksnerven durch etwas Salziges neutralisiert, sind sie wieder viel empfänglicher für das Süße. Schließlich verliert alles, was eintönig ist, auf Dauer seinen Reiz.

Genau wie in Beziehungen. Wobei ich da längst weg bin, bevor sich Routine einstellen könnte. Dass ich weder verheiratet noch vergeben bin, ist deshalb nicht so rätselhaft, wie Mel gesagt hat, und das weiß sie auch. Sie zieht mich nur gern auf mit meiner Unfähigkeit, mich auf einen Mann einzulassen. Wobei sie, wenn sie mit diesen Steinen wirft, definitiv im Glashaus sitzt.

Ich rühre die Schokolade und die Butter, während beides schmilzt, und atme tief ein. Ich liebe diesen Geruch. Meine Hände sind so geübt darin, Teig zu kneten, Zucker in Schüsseln

rieseln zu lassen, eine Prise Zimt aus dem Streuer zu klopfen und die Schale von frischen Bio-Zitronen abzureiben – sie könnten all das tun, während ich schlafe. Beim Backen muss ich nicht denken. Omas Rezepte kenne ich auswendig, und wenn ich etwas Neues hinzufüge, um sie abzuwandeln, handle ich nach Gefühl. Als gäbe es einen Rhythmus, einen Beat, dem mein Körper folgt, ohne dass ich mich anstrengen muss. Alles geht von selbst, alles ist mühelos. Backen ist für mich wie meditieren. Ein Zustand völliger Ruhe und Zufriedenheit. Am schönsten finde ich, dass ich dabei niemand sein muss. Ich muss mich nicht auf gewisse Weise präsentieren, um anderen Menschen zu gefallen, ich muss nicht witzig, klug und geistreich sein, nicht schön, nicht up to date. Das Urteil der Welt wird erst gefällt, wenn die süßen Ergebnisse meiner Arbeit gegessen werden. Bis dahin, während ich hier in meiner Backstube bin, bin ich frei.

Zimty drückt die angelehnte Tür auf und kommt herein.

»Hat sie dich geschickt, damit du mich holst?«, frage ich lachend, und unser Kater streicht mir schnurrend um die Beine. Ich gieße ein bisschen Milch in ein Schälchen und stelle es ihm hin. Er schleckt die Milch auf und inspiziert die Backstube, weil es ja sein könnte, dass irgendwo etwas Fressbares herumliegt. Als er nichts findet, wirft er mir einen vorwurfsvollen Blick zu und setzt sich neben meine Beine. Über uns knarrt der Boden. Das ist nichts Ungewöhnliches in diesem alten Haus, das sich seit dem 19. Jahrhundert in Familienbesitz befindet. Mein Ururgroßvater, ein Industrieller, hatte es einst erworben. Ein Glücksfall, denn heute wäre es unbezahlbar. Salzburg ist ein teures Pflaster, vor allem in dieser zentralen Lage. Müsste ich für den Cafébereich und die Backstube Miete zahlen, könnte ich mir das kaum leisten.

Ich mische Puderzucker und Bourbonvanille in einem Topf und räume dann, während die Creme abkühlt, alle Zutaten an ihren Platz. Jeden Abend kommt Anita, um die Backstube und

das Café auf Vordermann zu bringen, und wenn ich morgen früh um fünf wieder hier stehe, wird alles sauber sein. Sie gehört zu meinen Heinzelmenschen, gemeinsam mit Hans, der mir täglich außer Donnerstag, wenn ich auf die Schranne gehe, eine Biokiste mit frischen Produkten aus der Region bringt, und Anton, der meine Hochzeits- und Geburtstagstorten ausliefert. Ohne sie würde ich es nicht schaffen, das Café zu führen. Das zu erkennen hat allerdings lange gedauert. Wenn Mel mich nicht gezwungen hätte, endlich um Hilfe zu bitten, würde ich noch heute alles selbst machen und mich zwischen Backen, Bedienen, Putzen, Ausliefern und Einkaufen völlig aufreiben. Wie zu Beginn, als ich nicht einmal mehr schlafen konnte, weil in den wenigen Stunden, in denen ich Zeit zum Schlafen gehabt hätte, die To-do-Listen durch meinen Kopf ratterten. Nur wenige Wochen nachdem Oma fortgegangen war, war ich ein Wrack. Zuvor hatten wir uns die Arbeit ja geteilt.

»Du kannst wirklich alles«, sagt Mel gern, »außer zulassen, dass dir jemand hilft.«

Dabei ist sie auch nicht besser als ich. Wir haben schon als Kinder gelernt, nicht zu vertrauen. Und dass es besser ist, sein Herz an niemanden zu hängen, damit es nicht verloren geht in dieser Welt.

Ich stelle die fertige Creme in den Kühlschrank, werfe die Schürze in den Wäschekorb und mache das Licht aus.

»Na komm«, sage ich zu Zimty und nehme ihn auf den Arm. Ich drücke das warme, weiche Wesen mit den rotbraunen Flecken sanft an mich. Als ich über die knarrende alte Holzterasse in den ersten Stock komme, höre ich Mel fröhlich quatschen. Sie sitzt im Wohnzimmer am großen Tisch, auf dem sich Backzeitschriften, Werbesendungen, leere Kaffeetassen und Krimskrams häufen, und redet mit ihrem Laptop. Genauer gesagt mit Oma Gertraud, die am anderen Ende der Skype-Verbindung sitzt.

»Hallo, Oma!«, rufe ich und winke ins Bild. »Ich muss noch schnell ins Bad.«

Zimty macht es sich inzwischen in dem alten Ohrensessel gemütlich.

»Annale«, ruft Oma, »beeil dich, ich hab nicht so viel Zeit!«

Im Bad streife ich mein dunkelrotes Strickkleid ab und schlüpfe in die ausgebeulte Jogginghose, die noch nie zum Joggen draußen war, dafür aber gut trainiert im Couching ist. Dazu ein Shirt von Mel, das sie in Kopenhagen gekauft hat. Ich wasche mir Gesicht und Hände, ziehe den Kamm durch meine Locken und trinke Wasser aus dem Hahn.

Vor fünf Jahren ging Oma mit Melanie und mir zum Notar, überschrieb mir das Café und das Haus und machte Mel zur Wohnungseigentümerin. Da war ich 27 Jahre alt. Oma behielt nur das Geld, das sie gespart hatte, um reisen zu können. Das hatte sie lange Zeit zuvor angekündigt, hatte gesagt, sie würde sich aus dem Staub machen, sobald sie siebzig sei, und doch haben wir sie nie ernst genommen. »Ich will noch was sehen von der Welt, bevor ich nur mehr die Radieschen von unten seh«, hat sie erklärt, mir kurz nach ihrem siebzigsten Geburtstag den Schlüssel in die Hand gedrückt und ihre Sachen gepackt. Andalusien war die erste Station eines Abenteuers, das Oma seither nach Indien, Neuseeland, Schottland, Frankreich, Mexiko und in andere Länder geführt hat, aus denen sie Postkarten schickt, die ich an den Kühlschrank in der Backstube hefte. Grüne Hügel und exotische Pflanzen, Sand, Mosaik, Straßenbahnen und fremde Menschen sind darauf zu sehen und erzählen von der Ferne, von Entdeckungen, von der Vielfalt unserer Welt. Aufgebrochen ist Oma allein, geblieben ist sie es nicht: Die meiste Zeit war sie mit Leuten unterwegs, die sie beim Reisen kennengelernt hat, meistens mit Backpackern, die fünfzig Jahre jünger waren als sie. Doch jetzt scheint sie eine Pause einzulegen, denn nach einem Trip durch Italien ist Oma zurzeit in Neapel, und zwar seit

vier Monaten. Ich hege den Verdacht, dass daran ein gewisser Jacopo schuld ist.

»Also, Oma«, frage ich und setze mich neben Mel, »was gibt's Neues?«

»Du zuerst«, gibt sie zurück, »wie war das Treffen mit dem jungen Mann am Mittwoch?«

»Ah, das ist eine sehr kurze Geschichte«, antworte ich und stopfe mir ein paar Erdnüsse aus einem Schüsselchen auf dem Tisch in den Mund. Sie spielt auf mein letztes erfolgloses Date an. »Er hat mich versetzt.«

»Was für ein Arschloch!«, ruft Oma, und ich muss so lachen, dass ich mich an den Nüssen verschlucke. Ich huste, und Mel klopft mir auf den Rücken. Typisch Oma. Sie nimmt nie ein Blatt vor den Mund.

Oma rückt sehr nah mit der Nase an die Kamera und sieht dadurch ein bisschen aus wie eine Maus. Sie ist mit 1,55 Metern ohnehin sehr klein, doch die fehlende Größe macht sie mit ihrem Auftreten wett. Sie sprüht vor Energie. Oma Gertraud ist eine Frohnatur und hat immer was zu erzählen. Ich habe sie nie ratlos oder hilflos erlebt, auch dann nicht, als sie guten Grund dazu gehabt hätte. Vermutlich hat sie sich ihren Kummer nur nicht anmerken lassen, um uns Mut zu machen. Und das ist ihr stets gelungen. Unsere selbstbewusste und eigenwillige Art haben Mel und ich ganz sicher von ihr.

»Ja«, sage ich, »ich hab eine Stunde gewartet und dabei die ganze Flasche Wein allein ausgetrunken. Auf nüchternen Magen, ich wollte ja nicht ohne ihn essen. Am Morgen hatte ich dann so einen Schädel.«

Ich mache eine Geste mit beiden Händen, als hätte ich einen riesigen Kopf.

»Sie hat mir die halbe Nacht ins Ohr geschnarcht«, stöhnt Mel, und ich boxe sie in die Seite.

»Ich schnarche nicht!«, sage ich entrüstet.

»Du klingst wie ein kaputter Traktor.«

»Und wieso ist er nicht gekommen?«, fragt Oma.

»Weiß ich doch nicht. Zwei Stunden vor dem Date hat er noch geschrieben, dass er sich freut, mich zu sehen. Nur aufgetaucht ist er nicht.«

»Hast du ihn angerufen?«

»Oma, sie kann ihn doch nicht anrufen!«, ruft Mel. »Nicht, nachdem er sie so blöd hat dastehen lassen!«

»Dasitzen wohl eher«, kommentiert Oma trocken.

»Außerdem hab ich doch seine Nummer gar nicht«, werfe ich ein, »das war ja alles in der App.«

»Aber man wird doch eine Erklärung verlangen dürfen«, sagt Oma kopfschüttelnd.

»So läuft das eben heute, Oma«, sage ich mit einem Seufzen, »alles ist unverbindlich. Ihm ist wohl was Besseres für den Abend untergekommen.«

»Was Besseres als dich gibt es nicht«, sagt Oma.

»Ach, danke, du bist lieb.«

»Wahrscheinlich hat er sie gesehen und sich gedacht: ›Um Himmels willen, nein!‹, und ist schnell geflüchtet«, sagt Mel kichernd, und ich boxe sie noch mal.

»Melanie, du und dein Mundwerk!«, schimpft Oma.

»Dafür hat sie aber gestern einen Zitronenmann getroffen«, sagt Mel.

»Einen was?«, fragt Oma.

»Einen äußerst attraktiven Kerl, der ihr eine Zitrone gekauft hat«, erklärt Mel und fängt schon wieder an zu lachen.

Ich versuche mitzulachen, aber allein die Tatsache, dass Mel den dunkelhaarigen Mann erwähnt, lässt meinen Magen flattern.

»Warum denn eine Zitrone«, wundert sich Oma, »macht man das jetzt so? Obst verschenken?«

»Da hätte ich ja lieber eine Banane«, sagt Mel grinsend, und ich schlage ihr auf die Schulter.

»Hörst du mal auf!«, schimpfe ich, doch ihr Lachen ist einfach ansteckend.

Oma hat von Mels Witz nichts mitbekommen, denn gerade hat Jacopo das Zimmer betreten.

»Ciaooo!«, ruft Mel und winkt.

Jacopo, dessen weiße Haare wild vom Kopf abstehen und dessen blaue Augen blitzen, hält einen Teller mit süßen Teigstückchen in Pilzform ins Bild.

»Er bäckt die besten Baba«, seufzt Oma und schiebt sich eins der Hefefinger mit Rum in den Mund.

»Eh, no, no«, sagt Jacopo, »Babà, si dice Babà.« Er sagt es viel weicher und mit Betonung auf dem zweiten a. Er gestikuliert und schüttelt den Kopf über so viel Unwissenheit, während Oma kaut und grinst. Jacopo legt die Hände auf ihre Schultern und küsst sie auf den Kopf.

»Babà, Anna e Melania, avete capito?«, sagt er in die Kamera.

Ich muss lachen, und mir wird ganz warm. Das machen die beiden jedes Mal. Langsam hab ich den Eindruck, Oma isst dort nichts anderes. Und »Babà« spricht sie sicher mit Absicht dauernd falsch aus.

»Er verrät mir das Rezept noch immer nicht!«, ruft Oma Gertraud in gespielter Verzweiflung. »Ich kann hier erst weg, wenn ich es habe.«

»Und wenn er es nie rausrückt?«, frage ich.

»Ach«, macht Oma und grinst verschmitzt, »das Wetter ist auch ganz gut in Neapel.«

»So ein Rezept kann man auch googeln, Oma«, wirft Mel ein.

Jacopo sagt etwas, das ich nicht verstehe, und Oma nickt.

»Wir gehen jetzt essen und Karten spielen mit Nino und Marietta«, verkündet sie und murmelt dann: »Wo schaltet man dieses Ding noch mal aus?«

Sie setzt ihre Lesebrille auf, um die Computertasten erkennen zu können.

»Du könntest dich wenigstens verabschieden, Oma!«, beschwert sich Mel.

»Ach so, ja«, sagt Oma, »tschüs!«, und weg ist sie.

Mel und ich starren auf den Bildschirm.

»Die hat uns einfach abgewürgt«, sagt Mel.

»Im Gegensatz zu uns hat sie ein intaktes Sozialleben.«

Mel seufzt.

»Sie erlebt dreimal so viel wie wir. An einem Tag.«

»Wenn wir alt sind, werden wir auch so cool sein wie Oma.«

»Bis dahin findet unser Sozialleben eben auf dem Sofa statt.«

Mel klappt den Laptop zu und sucht nach der Fernbedienung. Ich gieße uns selbst gemachten Holundersaft in zwei Gläser und stelle die Muffins auf den Couchtisch.

»Ah, bitte sehr«, sagt Mel und holt aus ihrer großen Umhängetasche Chips hervor.

»Ist das dein Ernst? Du hattest mir Sandwiches versprochen!«

»Stell dich nicht so an, du wolltest was Salziges!«

Sie wirft mir die Chipspackung in den Schoß.

»Und salzig sind die ganz bestimmt.«

»Du bist furchtbar.«

»Das ist wahr«, sagt sie grinsend und beißt in einen Muffin.

»Heute bleibe ich bis zum Ende der Folge wach«, verspreche ich wie jeden Freitag.

»Worum wetten wir, dass du das nicht schaffst?«

»Um ein Pastrami-Sandwich.«

»Gebongt.«

Wir schlagen ein, und ich reiße die Chipspackung auf. Letzte Woche bin ich wie immer um halb neun eingeschlafen und erschrocken aufgewacht, als Mel mir Erdnussflips in die Nase gesteckt hat.

Ob der Zitronenmann wohl auch gerade einen Fernsehabend mit seiner Freundin veranstaltet? Noch nie saß ein Mann auf dieser Couch. Als Oma noch hier gewohnt hat, sowieso nicht,

und auch seither hatten Mel und ich alle Dates nur außerhalb dieses Hauses. Nicht einmal Oliver bringt Mel mit, und dabei trifft sie sich mit ihm schon seit einem halben Jahr. Sie fährt lieber zu ihm, statt ihn in unsere Wohnungen einzuladen. Es gibt niemanden, den wir in unser Refugium lassen.

»Unsere wilde Oma, hm?«, sagt Mel, während der Vorspann der Serie läuft. »Neapel.«

Sie murmelt es mit diesem entrückten Blick, den ich nur zu gut kenne. Fernweh liegt darin, eine Sehnsucht, die mir fremd ist. Mel ist rastloser als ich, sie hat bereits die halbe Welt gesehen. Sobald das Reisefieber sie packt, schnappt sie ihren Rucksack und haut ab. Manchmal für Tage, manchmal für Wochen. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich denken, sie ist die wahre Enkelin von Oma Gertraud, nicht ich.

Dann sehen wir zu, wie sich dauergewellte Frauen in Achtzigerjahre-Trash-Klamotten beim Wrestling aufeinanderstürzen. Von Lovestorys halten wir uns fern, wir haben ein Faible für das Tragische. Und für schwarzen Humor. Aber so sehr ich auch wissen will, wie es in der Serie weitergeht, ich bin nicht bei der Sache, meine Gedanken schweifen ständig ab. Ist Oma verliebt, hat sie ihr Glück gefunden? Und was bedeutet das für mich, muss ich auch warten, bis ich siebzig bin?

In meiner Kindheit kam kein Opa vor. Dabei muss es ja mal einen Opa gegeben haben. Nur was mit ihm geschehen ist, wissen wir nicht, weil Oma eisern schweigt. Hat er sie verlassen? Hat sie ihn rausgeworfen? Ist er gestorben?

In meiner Erinnerung sehe ich Oma Gertraud nie mit einem Mann an ihrer Seite, sie war immer auf sich gestellt. Sie hat das Café allein gewuppt, hat Mel und mich großgezogen, Probleme gelöst, Hindernisse überwunden. Sie hat gebacken und gekocht, genäht, geputzt, uns vorgelesen, uns zugehört, sie hat die Wände selbst gestrichen und Glühbirnen gewechselt, sie hat uns alles beigebracht, was sie wusste.

Sie hat nur vergessen, uns zu zeigen, wie man jemanden an sich heranlässt.

Ich bekomme keine Luft. Ich kann die Arme nicht heben und die Beine auch nicht. Einzementiert bin ich, ich sehe nichts. Wo ist oben, wo ist unten? Überall schwere Finsternis. Der Schnee drückt auf meinen Kopf, auf meine Brust. Ich bin allein. Immer wieder tasten meine Finger nach einer Öffnung, stoßen nur auf unerbittlich hartes Weiß. Die Kälte spüre ich nicht mehr. Die Hoffnung lässt mich weiteratmen, gepresst, unter größter Anstrengung, jeder Atemzug eine Qual. Wie viel Zeit bleibt mir noch? Das Blut jagt durch meine Adern, mein Herz kämpft mit der Kraft der Verzweiflung. So ein Körper, der ist nicht gewillt aufzugeben. Er will leben. Ich will leben. Ich rufe, auch wenn sie mich nicht hören. Vielleicht sind sie nicht mehr da. Sind erstickt wie ich. Meine Tränen frieren an meinen Wangen fest. Oben leuchtet jetzt bestimmt der Sternenhimmel.

Ich erwache aus dem Traum durch meinen eigenen Schrei. Ich schreke hoch und versuche, mit beiden Händen den verfluchten, schweren Schnee wegzuschieben, der mich erdrückt. Ich schüttle mich und sauge die Luft mit röchelnder Gier in meine Lungen.

»Alles gut«, flüstert Mel, »du bist in Sicherheit, schau.«

Sie legt eine Hand ganz leicht auf meine Brust, nimmt sie gleich wieder weg.

»Da ist nichts, du kannst frei atmen.«

Meine Lunge schmerzt, langsam lässt das Zittern nach. Ich bin schweißgebadet, und wie immer dauert es eine Weile, bis ich mich im Jetzt zurechtfinde. Bis ich glauben kann, dass ich in meinem eigenen Bett liege und nicht in einem Lawinengrab.

»Schlaf weiter«, wispert Mel.

Sie deckt mich nicht zu, sie weiß, dass die Bettdecke auf mei-

nem Körper ein möglicher Trigger für den Traum ist. Sie hält meine Hand, während ich darauf warte, dass mein Herzschlag sich beruhigt und der Rest der Nacht in traumloser Ruhe versinkt.

Mein Wecker klingelt um 4.42 Uhr. Das ist eine merkwürdige Weckzeit, aber exakt berechnet, um keine Minute kostbaren Schlafes zu verschwenden. Nachdem Oma zu ihrer Weltreise aufgebrochen ist, habe ich in monatelanger Sorgfalt ausgetüftelt, wann ich spätestens aufstehen muss, um alles rechtzeitig zu schaffen. 4.42 Uhr, that's when.

Es ist Montag, aber das macht für mich nicht viel Unterschied, ich habe kein Wochenende. Das Café ist nur am Donnerstag geschlossen, da ist mein freier Tag, an dem ich allerdings meistens auch backe. Da bereite ich nämlich die Geburtstags- und Hochzeitstorten vor, die dann, je nachdem, wann die Feierlichkeiten stattfinden, von Anton abgeholt und ausgeliefert werden.

Mel liegt nicht mehr neben mir. Sie wechselt oft in der Nacht auf die Couch oder in das Bett in der anderen Wohnung, um morgens ungestört weiterschlafen zu können. Aber hätte ich erneut angefangen zu schreien, wäre sie wie der Blitz zu mir gerannt.

Ich schlurfe ins Bad. Duschen und Haare waschen dauert sechs Minuten, Zähne putzen zwei Minuten, die nassen Haare kämmen eine Minute. Ich föhne meine braunen, kinnlangen Locken nie. Ich gehe sowieso nur in die Backstube, und da ist es warm. Bis der zweite Kuchen fertig ist, sind meine Haare trocken. Das sei keine Frisur, lautet Mels Kommentar dazu, das sei bloß ein Wuschel. Der Wuschel ist aber sehr praktisch, lässt sich hinter die Ohren streichen und braucht nicht viel Aufmerksamkeit. Die kriegt auch mein Make-up nicht: Zwei Tupfer Concealer mit dem Finger unter den Augen verreiben, Wimpern tuschen, fertig. Meine Augen sind braun, mit grünen Sprenkeln drin, auf der Nase habe ich ein paar Sommersprossen, die im Winter jedoch kaum zu sehen sind. Sie warten auf die Frühlingssonne, genau wie ich.

Jetzt ist es 4.52 Uhr, ich gehe zurück ins Schlafzimmer, wo auf dem kleinen Hocker mit Samtbezug ein Kleid, Unterwäsche und eine Strumpfhose liegen. Das komplette Outfit für den nächsten Morgen bereite ich am Abend vor, damit ich nicht schlaftrunken überlegen muss, was ich anziehen soll, und damit das Risiko schockierend hässlicher Farbkombinationen minimiert wird. Ich bin sehr gut im Vorbereiten. Dadurch gibt es keine unerwarteten Überraschungen.

Wenig überraschend ist auch meine heutige Auswahl, denn ich besitze ausschließlich Kleider. Die haben lange oder kurze Ärmel, reichen bis knapp über das Knie und sind sommerlich leicht oder kuschelig warm. Ich habe schwarze Kleider und blaue Kleider, Kleider mit Blümchenmuster, mit Streifen, Tupfen und kariert, mit schwingendem Rock oder enger anliegend, in Braun, Grün, Rot, Türkis, Violett. Ich mag es, wie Kleider meiner Figur schmeicheln. Ich bin nicht dünn, dazu liebe ich all das Süße aus meiner Backstube zu sehr, aber das stört mich nicht. Ich bin zufrieden mit mir, ich finde mich gut so, wie ich bin. Es war mir noch nie wichtig, was andere über mich denken, und dem Diktat der Modemagazine, wir Frauen hätten möglichst schlank und schmal zu sein, verweigere ich mich. Ich lasse mir eben ungern etwas vorschreiben. Die Männer haben sich noch nie über meine Kurven beschwert, im Gegenteil. Und einer, dem nicht gefällt, dass es an mir was zum Angreifen gibt, der muss sich ja nicht mit mir treffen. »Kleine Französin« nennt Mel mich manchmal wegen der Kleider und Mäntel und Stiefel, um mich zu necken. »Fehlt nur noch, dass du dir so ein komisches Béret auf deinen Wuschel setzt«, sagt sie. Ein wenig hinderlich für ihre Fantasievorstellung ist allerdings, dass ich kein Französisch kann.

Ich gehe in die große Wohnküche, wo Zimty mir entgegenmaunzt. Mel schläft auf der Couch, ein Bein hängt über den Rand, ihr Kopf ist halb unter dem Kissen vergraben.

»Wer hier wohl schnarcht«, murme ich lächelnd, gebe Zimty sein Frühstück und trinke ein Glas Wasser. Dann hole ich mein Handy und mache ein Video von Mel, damit ich ihr später vorspielen kann, dass sie sich selbst anhört wie ein kaputter Traktor.

Leise schleiche ich hinaus und schlüpfte in meine braunen Lederstiefel. Die Tür lasse ich angelehnt, damit Zimty herunterschlüpfen kann, wenn er möchte. Mel wird sowieso niemand stehlen. In der Backstube schalte ich das Licht ein und sehe mich um. Ich liebe meine Wohnung, ich mag das ganze Haus, aber hier – hier bin ich zu Hause.

Ich nehme eine der frischen Schürzen, die Anita für mich gewaschen hat. Sie hat alles so sauber gewischt, dass es glänzt, meine Utensilien stehen ordentlich aufgereiht bereit. Draußen ist es noch stockdunkel, es hat erneut geschneit. Vor der Hintertür wartet die Holzkiste von Bauer Hans. Er hat mir Eier und Bauernhofbutter, Milch, Äpfel, Birnen, Karotten, Zucchini, Walnüsse und Zitronen gebracht. Von ihm bekomme ich Obst und Gemüse aus regionalem Anbau von seinem eigenen Hof oder einem der umliegenden Bauern. Je nachdem, was ich in der Kiste finde, überlege ich mir die Kuchen und Torten des Tages. Die Zitronen sind natürlich importiert. Hans arbeitet dafür mit einem griechischen Landwirt zusammen, der seine Früchte nicht mit Chemie behandelt. Das tun auch die Bauern, die auf der Schranne Obst verkaufen, nicht. Die Qualität der Produkte, die ich verwende, ist mir wichtig. Und ich finde auch, dass man sie schmeckt.

»Karottenkuchen«, sage ich in die Stille hinein, »und Mohn-Orangen-Cheesecake.«

Perfekt! Dazu den Blechkuchen mit Zwetschken, die Schokotorte, die Zitronentartelettes, den Birnenstrudel, und wenn der erste Ansturm mit den Coffee-to-go-Kunden vorbei ist, die zwischen acht und halb zehn kommen, werde ich noch eine schnelle Biskuitroulade backen. Da ich vom Teigrühren bis zum

Dekorieren alles allein mache, brauche ich jeden Morgen einen ausgeklügelten, effizienten Plan. Das Café ist offen, solange Kuchen da ist, und wenn er zu Ende ist, sperre ich zu. Mit einem Mitarbeiter wäre es freilich einfacher. Aber die Backstube ist mein Reich, ich will mit niemandem zusammenarbeiten außer mit Oma. Und die ist nun mal nicht da.

Ich wuchte die Biokiste auf die Arbeitsplatte und werfe rasch die Tür mit dem Fuß zu, bevor noch mehr von der Dunkelheit und dem Geruch von Schnee hereinströmt. Mit ihnen kommt die Erinnerung an den Traum zurück, der mich seit so vielen Jahren quält.

Der Winter macht mich missmutig und melancholisch. Und er will einfach nicht weichen. Es bleibt dunkel, es bleibt kalt. Ich wünsche mir die Sonne herbei und die Leichtigkeit. Der Duft der Zitronen lässt mich an weite Felder und Sonnenstrahlen denken, ans Meer, an Urlaub. Ich sehne mich nach dem Sommer. Nach Wärme. Und nach traumlosen Nächten.

Mit dem Daumennagel ritze ich die Zitronenschale an, halte sie an meine Nase und atme tief ein. Bestimmt hat er mich längst vergessen. Oder er erinnert sich nur mit einem Kopfschütteln an die kleine Aufdringliche mit den Locken, die ihm die Zitrone weggeschnappt hat.

Einen Moment lang betrachte ich die Zutaten vor mir. Und wie jeden Morgen wundere ich mich. Denn die wichtigste Zutat für mein Backwerk ist unsichtbar. Niemand kennt sie, nicht einmal Oma kann das erklären. Und ich? Ich habe keine Ahnung, ob sie überhaupt existiert. Vielleicht ist es meine Sehnsucht, welche die Gäste in meinen Zitronentartelettes schmecken, vielleicht ist es ihre eigene. Etwas, das sie begehren, etwas, wonach sie sich verzehren. Womöglich gibt es mehr auf dieser Welt als das, was wir sehen können, ja, natürlich besteht diese Möglichkeit. Aber viel wahrscheinlicher ist, dass sie sich das alles nur einbilden. Schließlich kann man sich selbst sehr gut belügen,

nicht wahr? Ich bin da auch recht talentiert. Anders kann ich mir nicht erklären, warum sie stets von »Magie« sprechen, warum sie sagen, mein Backwerk habe eine einzigartige Wirkung und man könne, sobald man es gegessen hat, die Gefühle anderer Menschen erspüren, könne ergründen, was sie empfinden.

Ich glaube nicht an Magie. Man kann ihre Existenz nicht beweisen, und ich selbst habe noch nie etwas Besonderes geschmeckt, gespürt oder gefühlt, bei Omas Torten genauso wenig wie bei meinen. Das hätten die Frauen in der Familie schon immer gekonnt, sagte Oma schulterzuckend, wenn ich nach dem Warum fragte, nach einer Erklärung. Es sei eben ein besonderes Talent, sagte sie, und: »Du hast es auch.« Daran glaubt sie fest, auch wenn ich ihr noch so oft widerspreche. Mel ergeht es da nicht anders als mir, auch sie verbindet nichts Unerklärliches, Magisches mit meinem Backwerk.

Um halb acht lege ich eine Pause ein und gehe durch die Verbindungstür ins Café. Der erste Cappuccino, der hier zubereitet wird, ist für mich. Mit einem Schaumhäubchen und ein bisschen Kakaopulver – so viel Zeit muss sein. Ich trinke ihn im Stehen und sehe dabei durch die Schaufenster dem Treiben in der Priesterhausgasse zu. Anzugträger, die zur Arbeit eilen, Mütter mit Kinderwagen auf dem Weg zur Krabbelstube, Jugendliche mit Schulrucksäcken. Manchmal winkt mir jemand zu, und ich winke zurück. Jetzt beginnt auch für sie der Tag – die Dunkelheit und die Stille des frühen Morgens sind gewichen.

Wie aufs Stichwort kommt Melanie heruntergepoltert. Sie gähnt, ohne sich die Hand vorzuhalten, und ruft: »Kaffee!«

»Bitte, heißt das«, sage ich und reiche ihr die schon bereitgestellte Tasse. Sie lehnt sich neben mir an die Theke. Ihr Haar riecht nach Kokos, ihr schwarzer Lidstrich ist wie immer ebenmäßig. Ich habe keine Ahnung, wie sie das macht, ich sehe aus wie ein Pandabär, der drei Tage geweint hat, sobald ich mich meinen Augen mit einem Eyeliner auch nur nähere.

»Wann kommt Daniel mit dem Schild?«, fragt sie nach dem ersten Schluck.

Sie stellt die Tasse ab und nimmt den Teller mit Zwetschkuchen, den ich ihr entgegenhalte. Der erste Kuchen, der im Café gegessen wird, ist nämlich ebenfalls für mich. Besser gesagt für uns. Das Hantieren mit den ganzen leckeren Lebensmitteln macht schrecklich hungrig. Außerdem bin ich früh aufgestanden und habe stundenlang gebacken, da hab ich mir eine kleine Belohnung verdient. Mel hat sich keine verdient, aber ihr würde ich auch mein letztes Hemd geben. Oder mein letztes Kleid.

»Jetzt dann. Kurz vor acht, hat er gesagt.«

»Er ist so ein Schnittchen«, sagt Mel schmatzend, »er wär was für dich.«

»Ja, das hast du erwähnt. Mehrmals.«

»Du wirst schon sehen, dass ich recht habe.«

Im selben Moment taucht vor der Glastür ein Kerl in einem dicken Wollpullover auf, lugt durch die Scheibe und hebt die Hand, als er uns entdeckt. Das muss Daniel sein, der Werbetechniker, der das Schild tauschen und den Claim aufkleben wird. Ich nehme den Schlüssel und öffne ihm. Seine Hand ist trotz der Kälte erstaunlich warm, sein Händedruck angenehm fest. Er ist groß, hat dunkelblondes Haar und graublaue Augen, einen Dreitagebart und ein Grübchen auf der linken Seite.

»Guten Morgen!«, ruft Mel und zeigt auf ihre Tasse. »Kaffee?«

Er grüßt zurück, macht jedoch eine abwehrende Handbewegung.

»Nein danke, ich fange lieber sofort an«, sagt er, »ich muss dann gleich weiter.«

»Brauchst du irgendwas?«, frage ich.

»Danke, ich hab alles hier. Wo soll ich das alte Schild hintun?«

»Das trage ich nachher in den Keller.«

Gemeinsam mit Mels aktuellem Lover Oliver, der als Werbe-designer arbeitet, habe ich an einem neuen Logo für das Café

getüfelt. Das alte Schild, einst orange, inzwischen verblichen, mit dicken, braunen Buchstaben, war noch das Original aus den 1950er-Jahren, jener Zeit, in der die Mutter von Oma Gertraud das Café eröffnet hat. Ich hab sie nicht kennengelernt, sie starb Ende der 1970er-Jahre und hinterließ ihrer Tochter das Sonnigsüß, das Rezeptbuch und ein vermeintlich zauberhaftes Talent.

Das neue Logo ist in einem satten, dunklen Gelb, das an Sonnenblumen denken lässt, an Gold, an Safran. Es strahlt Frische aus und passt natürlich zum Namen, den ich nicht ändern wollte. In dem runden, der Sonne nachempfundenen Gelb ist ein Kreis, der wie der Abdruck aussieht, den eine Kaffeetasse auf einem Tisch hinterlässt. In diesem Kreis steht in einer leicht geschwungenen Schrift:

Café Sonnigsüß

Anna Sonnleitner

In derselben Typo haben wir Klebebuchstaben anfertigen lassen, die heute am Schaufenster angebracht werden sollen.

»Sonnig und süß, so soll dein Leben sein«, das ist Oma Gertrauds Spruch. Damit hat sie mich getröstet, als ich fünf Jahre alt war und nicht getröstet werden konnte, sie hat ihn mir ins Haar geflüstert, als ich Ende zwanzig war und meinen Verlobungsring zurückgab. Sie hat ihn zu Gästen, Freunden und Bekannten gesagt. Jeder, der Oma Gertraud kennt, kennt auch ihr Motto. Und das kommt jetzt auf die Café-Fensterscheibe.

»Die Buchstaben links unten ankleben, wie aufgezeichnet?«, fragt Daniel.

»Ja, genau. Fünfzehn Zentimeter über dem Rahmen, da, wo auch die Sitzbank im Fenster beginnt, siehst du? Einmal der Breite nach über das gesamte Fenster.«

»Alles klar. Das erledige ich zuerst, hier von innen, solange noch keine Leute da sind.«

»Super. Ich bin drüben in der Backstube.«

Er nickt und geht wieder hinaus, um die Sachen aus dem Lieferwagen zu holen.

»Ey, voll lahm!«, sagt Mel, als er weg ist. »Was war das denn?«

»Eine kurze, informative Besprechung.«

»Du warst ungefähr so flirty wie eine Wasserleiche.«

»Gut! Das ist schließlich kein Date, sondern Business.«

»Anna Maria Sonnleitner, du wirst allein sterben, umgeben von Katzen.«

»Und Kuchen. Ich will auch umgeben von Kuchen sein, wenn ich sterbe.«

Mel verdreht die Augen und stellt unser Geschirr in die Spülmaschine. Dann holt sie ihr Notizbuch heraus und setzt sich an einen der Tische. Sie ist Texterin. Für verschiedene Werbe- und Digitalagenturen denkt sie sich Kampagnen aus und schreibt Webtexte, Claims, Slogans, Flyer, Presseartikel, Headlines und alles, was man halt so schreiben kann. Sie arbeitet hier im Café oder oben in der Wohnung, manchmal fährt sie in eine der Agenturen, die sie beauftragen, und sitzt dann dort beim jeweiligen Team aus Grafikern, Programmierern und Kontaktern. In einem Büro ganz in der Nähe hat sie einen Platz gemietet, den sie für Besprechungen nutzt. Sie will keine Kunden ins Café bringen, um Arbeit und Privates nicht zu vermischen.

»Aber wo arbeitest du denn nun?«, hat Oma schon oft verwirrt gefragt.

»Überall«, war Mels Antwort, »für jeden, der mich braucht und mich bezahlt. Ich bin ein digitaler Nomade.«

»Du bist doch keine Made. Aber eine feste Stelle wär schon gut, oder?«

»Nein, das ist ja der Sinn der Sache. Ich arbeite frei. Wann ich will, wo ich will, für wen ich will.«

»Na, du wirst es schon wissen. Ihr macht das richtig, ihr Jungen von heute«, sagte Oma dann, »ihr lasst euch nichts vorschreiben.«

In der Backstube hole ich den Schokoladenteig aus dem Ofen. Daniel ist bestimmt vergeben. Und wenn er Single ist, hat das garantiert einen Grund. Dass er noch bei seiner Mutter wohnt und im Keller gern in Latex-Outfits zu Modern Talking tanzt, zum Beispiel. So ist das mit den Männern über dreißig. Die einen haben Frau und Kinder, die anderen haben einen Schaden.

Ob Daniels Wollpullover wohl an meiner Wange kratzen würde, wenn ich den Kopf an seine Schulter lehnte?

Ich stelle den Tortenboden zum Auskühlen auf die Fensterbank, widme mich der Buttercreme und vergesse alles andere.

Die Türglocke bimmelt über eine Stunde später. Ich eile hinüber, um den Kunden zu bedienen. Mel ist nicht zu trauen, sie hat schon mehrmals meine Handynummer auf einen Pappbecher geschrieben und irgendeinem Kerl mitgegeben.

Sie liegt mit dem Kopf auf dem Tisch. Als der Kunde weg ist, gehe ich zu ihr und stuppe sie an.

»Schon wieder eine Website für ein Hotel in Tirol«, stöhnt sie, »Wandern, Skifahren, Schmankerl auf der Almhütte, ich kann es nicht mehr hören. Und nicht mehr schreiben.«

»Wer hier reinkommt und dich so sieht, denkt bestimmt, du bist Alkoholikerin.«

»Mir doch egal.«

»Und wenn es Daniel ist?«

Melanie setzt sich ruckartig auf und zupft ihren Ausschnitt zurecht. Sie trägt, als wäre sie mein Kontrapunkt, immer Hosen – schwarze Hosen –, mit Oberteilen in Pink, Hellgrün, Rot oder Mittelblau. Dazu der Lidstrich, die schwarzen Haare und die knallblauen Augen. Sie ist schon ein Hingucker, meine Mel.

Die Tür geht auf.

»Ich bin fertig«, verkündet Daniel strahlend und reibt die Hände aneinander.

»Das ging ja schnell«, sage ich verblüfft.

»Ich bin eben gut«, entgegnet er.

»Das will ich sehen.«

Ich schnappe mir Mels Parka, schlüpfe hinein, gehe mit Daniel nach draußen und werde von einer spontanen Welle puren Glücks überrollt. Die neue Beschriftung ist noch viel schöner als erhofft. Jetzt leuchtet wirklich eine kleine Sonne über dem Café-Eingang, und Omas Spruch im Schaufenster wirkt wie ein äußerst verlockendes Versprechen. Ich mache vor Freude einen kleinen Luftsprung.

»Oh, fantastisch!«, juble ich und knuffe in meinem Überschwang Daniels Oberarm. »Ich danke dir!«

»Nichts zu danken«, sagt er und gibt den Schlag auf den Oberarm zurück, »ich stelle das sowieso in Rechnung.«

Ich gehe zum gegenüberliegenden Haus und betrachte mein Café von dort aus. Zum ersten Mal fühlt es sich an, als sei es tatsächlich meins – und nicht das von Oma, auf das ich bloß aufpasse, während sie durch die Welt gondelt.

»Magst du jetzt was trinken?«, frage ich Daniel, der vor dem Eingang steht und mich beobachtet.

Hinter ihm schneidet Mel durchs Fenster Grimassen, formt ein Herz aus ihren Zeigefingern und Daumen und lässt die Zunge vor ihrem Mund kreisen. Hoffentlich dreht Daniel sich nicht um.

»Ich hab Kaffee, Tee, Mineralw...«, fange ich an aufzuzählen, doch er unterbricht mich.

»Lieber heute Abend«, sagt er schmunzelnd.

Eine alte Frau, die am Schaufenster des Cafés vorbeigeht, beobachtet Mel einen Moment lang, schüttelt entgeistert den Kopf und geht weiter. Das Lachen zurückzuhalten ist so schwer, ich komme mir vor wie früher in der Schule, als Mel hinter dem Rücken der Lehrer versucht hat, mich zum Kichern und gleichzeitig in Bedrängnis zu bringen.

»Am Abend hab ich geschlossen«, sage ich.

»Dann gehen wir eben was essen«, entgegnet er. »Drüben im Ludwig, einen Burger?«

Ich sehe ihn überrascht an. Ist er vielleicht doch Single? Vielleicht sollte ich einfach Ja sagen. Er scheint wirklich nett zu sein. Weniger Typ Lederjacke, mehr Typ Hemdsärmel hochkrepeln und eine Frau auf Händen tragen.

»Okay, gern«, antworte ich.

»Um sieben?«

Ich lächle und nicke.

»Ich erwarte aber, dass du mich einlädst. Schließlich bin ich schon in aller Herrgottsfrüh für dich auf eine Leiter geklettert, und kalt war es auch«, sagt er.

»Ich höre nur Mimimi«, gebe ich zurück.

Er lacht. Dann gibt er mir ein schweres, mit Klebeband umwickeltes Paket.

»Da sind deine Werbekarten drin. Wie vereinbart, dreimal fünfhundert Stück.«

»Danke.«

»Also dann, bis später. Und keine Sorge, du kannst ruhig so kommen, wie du bist, ich steh auf den natürlichen Look.«

Ich sehe an mir hinunter. Ich hab natürlich vergessen, die Schürze abzulegen. Sie ist verziert mit Flecken von den Orangen und der Schokolade, darüber trage ich Mels übergroßen Parka. Mit einem breiten Lächeln tippt Daniel sich an den imaginären Hut, nimmt seinen Werkzeugkoffer und die Leiter und geht. Ich deutete Melanie, dass sie schnell rauskommen und sich das coole Logo anschauen soll.

»Jetzt habe ich ein neues Schild, eine Beklebung, Werbekarten«, sage ich grinsend zu ihr, »und ein Date.«

Marco

Marco wischt noch einmal über die Tischplatte, macht einen Schritt zurück und betrachtet die Möbelstücke. Sind sie wirklich alle sauber? Stehen sie, wie sie stehen sollen?

Sie haben gute Arbeit geleistet in den letzten Tagen, Simon, dessen Frau Susanne und er selbst, das Bistro kommt seiner Idealvorstellung sehr nahe. Simons Frau hat ein Auge für Design, die Kombination der Farben – Schilfgrün, Schiefergrau, Weiß – ist gelungen, die vielen Details sind lässig, aber nicht zu verspielt. Das Grün findet sich am Eingang, in den gemusterten Zierkissen und im Logo, alles ist schlicht und zurückhaltend. Die Tafeln mit den Gerichten und Getränken beschriftet Susanne per Hand, in einer Typo, wie Marco sie nur von Bildern aus dem Internet kennt, er hat keine Ahnung, wie sie das macht. Er ist ja schon froh, wenn er seinen eigenen Einkaufszettel noch entziffern kann, sobald er im Supermarkt steht.

Die Einrichtung ist charmant und cool zugleich, Marco fühlt sich bereits jetzt wohl im neuen Laden, und er hofft, dass es den Gästen auch so ergehen wird. Die werden nämlich in einer Woche kommen. Wenn er daran denkt, spürt er einen kalten Klumpen im Magen.

Hoffentlich werden sie kommen.

Hoffentlich.

Als das großartige neue Team, das sie seit Kurzem sind, haben sie nicht nur die Wände gestrichen, die Küche auf Vordermann gebracht, Speisekarten und ein großes Schild in Auftrag gegeben, sondern auch alle Social-Media-Kanäle mit Content bespielt. Sie haben Accounts auf Instagram und Facebook eingerichtet, und

Susanne hat fleißig gepostet, um die Leute neugierig zu machen. In der ersten Woche wird es verschiedene Tagesaktionen geben mit der Möglichkeit, alle Gerichte in kleinen Portionen zu verkosten. Bei diesem »Genussroulette« sollen die Gäste auf vorgedruckte Karten schreiben, was ihnen am besten geschmeckt hat und was sie sich noch wünschen. Unter allen Teilnehmern wird ein Candlelight-Dinner für ein Pärchen verlost, das einen Abend lang verwöhnt wird, ohne dass andere Gäste anwesend sind. Zugleich können sie die Gewinnspielkarten auswerten, um herauszufinden, was gut ankommt und was noch fehlt. Ein Glück, dass Susanne im Marketing arbeitet. Sie unterstützt Simons und Marcos Businessidee und hilft mit, diesen Traum zu verwirklichen, der inzwischen, Marco merkt es an ihrem Engagement, auch ihr Traum geworden ist. Wenn das Bistro gut läuft, wird sie ihren Job kündigen und bei ihnen einsteigen. Susanne hat eine zupackende Art, ist quirlig und lustig, jemand, auf den man sich verlassen kann, der zuhört und mit sommersprossigem Grinsen die Welt ein bisschen heller macht. Sie passt unglaublich gut zu Simon. Wenn er die beiden zusammen sieht, hat Marco dieses Gefühl in der Brust. Es ist nicht unbedingt Neid, was er empfindet, nein, er freut sich für die zwei, aber es mischt sich etwas Schwermütiges in seine Miene, wenn er sie beobachtet. Wie sie lachen, sich flüchtig, als sei es ihnen gar nicht bewusst, berühren, ein kleiner Kuss im Vorbeigehen, eine Hand auf der Schulter, wie sie sich ohne Worte verstehen und am Ende des Tages gemeinsam nach Hause gehen. Während er zurück in seine leere Wohnung stapft. Er ist froh für die beiden, das ist er wirklich, und doch. Er hat jedes Mal Ruth vor Augen. Ruth, die ihn anlacht. Die ihm im Vorbeigehen die Hand auf die Schulter legt. Ruth, die bei der Hochzeit von Simon und Susanne dieses blaue Kleid trug, das aussah wie ein wolkenfreier Sommerhimmel.

Marco räuspert sich, fährt erneut mit dem Lappen über den Tisch und hört hinter sich ein Lachen.

»Meinst du nicht, es hat genügt, zweiunddreißigmal drüberzuwischen?«, fragt Susanne.

Marco fühlt sich ertappt und lächelt verlegen.

»Wenn du so weitermachst, wienerst du die Tischplatte noch komplett durch.« Sie stupst ihn an und drückt ihm eine Bierflasche in die Hand.

»Bis zur Eröffnung werde ich sie noch weitere hundert Male wischen«, entgegnet er.

»Entspann dich. Wolltest du nicht für uns kochen?«, fragt sie.

»Ja!«, ruft Simon, der hinter dem Tresen steht. »Auf dem Proberplan sind für heute die Spaghetti eingetragen, glaub ich.«

Marco nickt, legt das Tuch beiseite und nimmt einen großen Schluck aus der Bierflasche.

»Ich hab schon alles vorbereitet«, sagt er, »ich geh gleich in die Küche.«

Sie stellen sich zu dritt an die kleine Bar, an der man in Zukunft einen schnellen Espresso trinken und zuckerfreie Cookies aus einem großen Glas kaufen kann.

»Wie gut, dass das geklappt hat mit der Bürgschaft«, sagt Simon, und Marco sieht vor seinem geistigen Auge die Unterschrift, die er gefälscht hat. Er kann das, seine halbe Schulzeit hindurch hat er Schulaufgaben unterschrieben, die sein Vater nie zu Gesicht bekommen hat. Und auch hiervon wird er nie etwas erfahren. Denn ohne die Bürgschaft hätten er und Simon den Pachtvertrag nicht bekommen. Und seinen Vater wirklich um Hilfe zu bitten, ist nun einmal nicht möglich. Gar nichts ist mit seinem Vater noch möglich nach allem, was geschehen ist. Also nickt Marco eilig und senkt den Blick, damit Simon nichts merkt.

»Anstand hat er ja doch«, fügt Simon hinzu, »dein Dad.«

»Mhm«, macht Marco.

Sie klopfen einander auf die Schulter und lachen beide kurz, es ist ein hilfloses Geräusch, in dem alles liegt, was sie fühlen. Angst. Euphorie. Zuversicht. Aufregung. Sie kennen sich lange,

zehn oder zwölf Jahre, haben sich mit Anfang zwanzig getroffen, in den Clubs von Wien, im legendären Bermudadreieck, wo sie jedes Wochenende im Promillefieber waren. Simons damalige Freundin gehörte zur Clique von Marco, sie war die Schwester eines Mädchens, in das Marco verliebt war. Die Frauen sind längst fort, die Verliebtheiten auch, doch die Freundschaft ist geblieben. Sie halten schon sehr lange zusammen, Marco und Simon. Und jetzt sind sie auch Geschäftspartner geworden.

Das Lokal hat eine vollständig ausgestattete Küche, eine Theke und Platz für fünf, sechs Tische. Zuvor war hier ein mexikanisches Restaurant, Marco weiß nicht, warum der Laden geschlossen wurde. Es ist nicht einfach, einen Gastronomiebetrieb zu halten, das ist ihm klar. Aber sie haben ein gutes Konzept. Und der Lifestyle spielt ihnen in die Hände. Dass die Leute sich bewusst machen, was sie essen und woher es stammt, ist kein kurzlebiger Trend, sondern eine neue, anhaltende Bewegung.

Sie werden täglich frische, ausschließlich vegane Gerichte anbieten. Mit dem Ziel, ein Fixpunkt für alle zu werden, die sich gesund ernähren und dabei genießen wollen.

»Komm nach Salzburg«, hat Simon wieder und wieder gesagt. »In Wien hat doch eh keine Sau auf eine weitere vegane Bude gewartet, da ist die Konkurrenz viel zu groß. Hier sieht das anders aus, ich schwör's dir.«

Und in Marcos Vision sieht das nicht nur anders, sondern richtig gut aus. Chillige Musik, großartiges Essen, angenehme Atmosphäre. Urbaner Hauptstadtflair in der Provinz. Resonanz in der lokalen Presse. Und Lobeshymnen in den Foodblogs.

Vielleicht werden sie nicht alles pünktlich zur Eröffnung schaffen, es gibt noch viel zu tun. Bestimmt wird manches schiefgehen, doch trotz seiner Sorgen hat Marco das Gefühl, am richtigen Ort zu sein. Mit den richtigen Menschen.

Diesmal wird es funktionieren. So nah dran war er noch nie.

»Prost«, sagt Susanne, und sie nicken einander zu, »auf uns.«

»Auf den Erfolg«, sagt Simon.

Marco lächelt, schweigt und trinkt. Susanne stупst ihn noch einmal mit dem Ellbogen an.

»Das wird schon«, sagt sie.

»Was wir jetzt nicht haben, kriegen wir bis nächsten Samstag sowieso nicht mehr hin«, erklärt Simon trocken.

»Das ist nicht sehr aufbauend«, sagt seine Frau lachend. »Bis auf die Farbe für außen, die neuen Kaffeetassen und die Flyer haben wir alles!«

Sie macht eine Handbewegung, die das gesamte Lokal einschließt.

»Du vergisst die Drucksorten, die noch fehlen«, wirft Simon ein, »die Eismaschine und die Beklebung für die Schaufenster, außerdem ...«

»Schon gut, schon gut! Ich weiß ja, dass wir noch viel zu tun haben. Aber ich bin zuversichtlich.«

Simon sieht Marco erwartungsvoll an.

»Ich auch«, sagt er, »ich bin auch zuversichtlich«, und als er es ausspricht, merkt er, dass es stimmt. Er ist voller Vorfreude, voller Tatendrang. Und während sie trinken und lachen und plaudern, wird Marco lockerer und zuversichtlicher. Es ist so weit. Sie sind bereit.

In der Küche gibt er alle Zutaten in einen Topf, die ungekochten Spaghetti, die Kokosmilch, die Gemüsebrühe. Als er sich vorstellt, sein Vater könnte das sehen, muss er grinsen. »Was ist das für ein moderner Firlefanz«, würde er schimpfen, »seid ihr zu faul, einen zweiten Topf abzuwaschen?« Sein Vater ist ein großer Mann mit wuchtiger Präsenz. Widerspricht ihm jemand, schneidet er ihm mit einer Handbewegung und einem »Papperlapapp« das Wort ab. Denn in seiner Küche, seinem Restaurant und seiner Familie hat nur einer das Sagen, und zwar er.

Marco presst die Zitrone aus, gibt den Saft in den Topf, fügt Chiliflocken und Babyspinat hinzu. Die Bilder, die in ihm hoch-

kommen, als er die Zitrone berührt, verjagt er schnell. Er konzentriert sich auf das Essen. Kochen ist wie Abtauchen für ihn, wie Dahingleiten in warmem Wasser. Das war schon immer so. Kein Wunder, ist er doch in einem Restaurant aufgewachsen, mit drei älteren Brüdern, die alle im Familienbetrieb mitarbeiten. Die Küche war sein Spielplatz, die Kinder der Gäste waren seine Freunde. Der Duft von Rosmarin, von gedünstetem Knoblauch und heißem Karamell ist für ihn verbunden mit Kindheit. Er hat bereits Zwiebeln klein geschnitten, kaum dass er, auf einem Schemel stehend, an die Anrichte heranreichte. In der Küche hat er sich stets zu Hause gefühlt. Und das ist noch immer so.

Als die Spaghetti fertig sind, setzen die drei sich gemeinsam an einen der Tische.

»Ich glaube, alle meine Freundinnen kommen zur Eröffnung«, sagt Susanne nach einem Blick auf ihr Handy. »Das wird ein Geschnatter.«

Simon lacht und leckt genussvoll seinen Löffel ab.

»Solange sie konsumieren, können sie schnattern, so viel sie wollen«, sagt er.

»Meine Eltern werden übrigens auch da sein«, fügt er dann hinzu, »und meine Schwestern.«

»Na bitte«, Susanne dreht die Spaghetti auf ihre Gabel, »somit sind wir eh schon ausgebucht!«

Marco stimmt in das Gelächter ein, obwohl er einen feinen Stich verspürt. Es wäre schön, wenn er seine Familie einladen könnte. Was würde seine Mutter wohl sagen beim Anblick des Ladens? Vielleicht würde sie stolz lächeln, ihn an sich drücken und sich eine Träne der Rührung aus dem Augenwinkel wischen. Sie ist stark, seine Mutter, zupackend und bestimmt, aber sie hat ihre weichen Momente. Vor allem, wenn es um ihre Söhne geht. Und wie würden Marcos Brüder reagieren? Matthias würde die Schankanlage begutachten und die Kaffeemaschine, um sich zu überzeugen, dass die Ausrüstung erstklassig ist. Das ist sie,

Matthias würde es mit einem stummen Nicken gutheißen. Er ist kein Mann großer Worte, sein ältester Bruder, der vier Töchter und die Aura eines freundlichen Bären hat. Manuel dagegen würde die Speisekarte überfliegen, Fragen stellen. Wo Matthias schweigt, redet Manuel für zwei, manchmal sogar für drei. Er ist aufgedreht, steht ständig unter Strom, hat meistens mehrere Liebhaber zur gleichen Zeit und verzettelt sich dann, ohne böse Absicht. Er ist sprunghaft und trotz seiner vierzig Jahre noch nicht angekommen. Martin wäre der Besserwisser, wie immer. Er kann es nicht lassen, Ratschläge zu erteilen, um die niemand gebeten hat, und weil er es gut meint, merkt er nicht, wie sehr er die Leute in seinem Umfeld damit überfährt. Er hat Energie für drei – und Ideen auch.

Marco könnte für sie kochen, für seine Mutter und seine Brüder, den Burger mit Linsenpatty und glasiertem Sellerie zum Beispiel, oder die Zucchini Schaumsuppe mit Kokosmilch und knusprigen Buchweizenstangen, um sie zu überzeugen, dass das, was er auf der Karte hat, schmeckt. Obwohl es vegan ist, obwohl es gesund ist. Dass er weiß, was er tut.

Seinen Vater stellt er sich nicht im Laden vor. Dazu reicht seine Fantasie nicht, seine Kraft auch nicht.

Susanne pikst ihm mit dem Finger in den Oberarm, und er merkt, dass er gar nicht mehr zugehört hat.

»Wo bist du nur mit deinen Gedanken?«, fragt sie.

»Sorry«, murmelt er und lächelt.

»Sind gut, die Zitronenspaghetti.« Sie nickt und schiebt den leeren Teller von sich.

»Ja, aber sind sie gut genug?«, fragt Marco.

Er selbst hat kaum etwas gegessen. Die Nervosität schlägt ihm auf den Magen.

»Ich bin mir noch nicht sicher«, entgegnet Simon. »Sie schmecken hervorragend, nur empfinden die Leute Nudeln halt eher als langweilig.«

»Ein solides Gericht, das alle anspricht, die nicht experimentierfreudig sind, sollten wir aber anbieten«, entgegnet Marco.

»Sehe ich auch so«, stimmt Susanne zu, »allerdings haben wir ja noch das Curry.«

»Wir werden das einfach testen«, sagt Simon und macht ein paar Notizen auf dem Probierplan. »Wir können die Spaghetti ja erst mal als Tagesgericht listen.«

Dann schweigen sie einen Moment, satt und zufrieden. Marco spürt die Müdigkeit. Er hat noch immer kein Bett, weil er sich erst der Einrichtung des Bistros widmen wollte und dann seiner neuen Wohnung. Also schläft er auf einer Luftmatratze, obwohl, nein, eigentlich schläft er nicht, sondern wälzt sich auf dem unbequemen Ding von einer Seite auf die andere. Den Kopf voller Bilder. Ruth neben ihm, auf genau dieser Luftmatratze, im Strandbad Stadlau im alten Arm der Donau, das Glitzern der Sonne auf der Wasseroberfläche, das gedämpfte Lachen von Kindern. Und sie lächelte ihn an, die Augen halb geschlossen, den Sommer auf der Haut, sie hatte kurze Haare damals. Das war letztes Jahr, doch es fühlt sich an, als sei es in einem anderen Leben gewesen.

»Das war immer unser Ziel«, sagt Simon. Marco sieht seinen Freund an, diesen blonden Hünen, der den Eindruck macht, als könnte ihn nichts erschüttern. Der ihm die Hand gereicht hat, jetzt, als er es am dringendsten nötig hatte. Um wegzukommen, um Abstand zu gewinnen. Und sich ein neues Leben aufzubauen.

»Ja«, sagt Marco, »davon reden wir, seit wir damals ...«

»... in Budapest in dieser kleinen Spelunke gegessen haben«, vervollständigt Susanne lachend seinen Satz. »Die hab ich schon mal gehört, die Geschichte. Oder eher siebentausendmal.«

Simon boxt ihr leicht auf den Oberarm. Sie hat die langen dunkelblonden Haare in einen wuscheligen Dutt gesteckt, aus dem sich während des Tages vereinzelte Strähnen gelöst haben, und am Ärmel ihrer hellgrauen Strickjacke klebt ein bisschen

eingetrocknete Soße. Das ist der Moment, in dem Marco feststellt, dass Susanne für ihn wie die Schwester ist, die er nie hatte. Mehr als eine Freundin, aber ganz ohne romantische Gefühle.

»Danke«, sagt er, »danke für deinen Einsatz. Und deine Hilfe. Und alles.«

»Wir sind doch jetzt eine Gang«, sagt sie.

»Diese Gang sollte dringend unter die Dusche«, wirft Simon ein, als er den letzten Schluck aus seiner Flasche getrunken hat, und rümpft demonstrativ die Nase.

»Und dann ins Bett«, fügt Susanne hinzu und unterdrückt ein Gähnen.

»Geht ruhig«, sagt Marco, »ich räum auf.«

»Sicher?«

»Sicher.«

Die beiden winken ihm müde, bevor sie hinausgehen. Marco sieht, wie ihre Hände vor der Tür ganz selbstverständlich zueinanderfinden, als sie in der beginnenden Nacht verschwinden.

Er stellt die Flaschen in die Leergutkiste und trägt sie nach hinten in den Lagerraum. Sein Blick fällt auf sein Handy, das seit dem Morgen dort auf dem Regalbrett liegt. Sieben Anrufe von Ruth. Er schiebt das Smartphone in die Hosentasche und dreht das Licht ab. Wenn er den Schmerz ignoriert, einfach weiterhin ignoriert, vielleicht verschwindet er dann.

